

ALBRECHT GÖSCHEL

Identifikation und Identität

»Ein Phänomen muss erst abhandengekommen sein, um voll ins Bewusstsein zu gelangen. Bewusstsein entwickelt sich generell im Zeichen des Abgelaufenen.« (Assmann 2010/1999: 11) Das gilt auch für Dinge, die mit solchen zentralen kulturellen Begriffen wie Identifikation und Identität erfasst werden. Sowohl ihr Verlust als auch dessen Kompensation lösen beträchtliche kulturpolitische Folgen aus, denen in diesem Beitrag nachgegangen werden soll.

Wandel von der modernen Organisations- zur postmodernen Dienstleistungsgesellschaft

In der Organisationsgesellschaft (Reckwitz 2006), je nach Erkenntnisinteresse auch als Hochindustrialisierung oder Arbeitnehmergesellschaft bezeichnet, sind Identitäten für die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung so selbstverständlich, so sicher und eindeutig, dass sie nicht thematisiert werden müssen. Stabile Arbeitsverhältnisse in Großorganisationen, relativ klare Schichtzugehörigkeiten, geringe räumliche und soziale Mobilität verleihen jedem/jeder Einzelnen eine klare Zugehörigkeit, eine eindeutige Identität. Trotz steigenden Wohlstands sind Wahlmöglichkeiten in der Konsumwelt nach wie vor begrenzt. Wo sich dennoch Alternativen andeuten, werden sie von Anpassungsnormen an Lebensstile von Schichten und Milieus überlagert. Anpassungen, Pflichtwerte, Zugehörigkeiten gelten als allgemeine Verhaltensnormen, die dem/der Einzelnen nicht zur freien Entscheidung offen stehen, die ihn/sie zwar einengen, die aber – vor allem im Rückblick – als Sicherheiten wahrgenommen werden. Der steigende Wohlstand, der offensichtlich durch die Industrialisierung ausgelöst wird, sichert dieser auch normative Dominanz.

Diese Sicherheit beginnt sich mit dem Wertewandel der 1960er- und vor allem der 1970er-Jahre aufzulösen (Klages 1984). Ein deutlich angestiegener Wohlstand für eine breite Bevölkerungsmehrheit auf ein Niveau, wie es bis dahin als unvorstellbar galt, explosiv ausgeweitete Optionsvielfalt im Warenmarkt, soziale Mobi-

lität und zwar in beiden Richtungen, überwiegend zwar als Auf- aber auch als Abstiege, Flexibilisierungen (Sennett 1998) im Arbeitsleben, wachsende Anteile an Arbeitsplätzen in Kleinunternehmen des Dienstleistungssektors an Stelle von Unternehmen der Großindustrie lösen die alten Gewissheiten von Status und Zugehörigkeit auf, verunsichern also Identitäten, die bis dahin als gesichert kaum ins Bewusstsein traten. In dem auf diese Weise in Gang gesetzten Wertewandel werden Pflicht- und Akzeptanzwerte durch Normen von Selbstverwirklichung und Selbstschaffung, also von Selbstkonstruktion der eigenen Identität verdrängt. Besonders prägnant kommt das in der modischen Formulierung »sich selbst neu erfinden« zum Ausdruck. Jederzeit soll jedes Individuum in der Lage sein, so die implizite Behauptung und Anforderung, sich selbst zu erfinden, sich in eigener Autonomie selbst zu erschaffen. Das ist Selbstverwirklichung auf ihrem ultimativen Höhepunkt.

Konsum, bis in die 1960er-Jahre von schlichter Notwendigkeit und Milieunormen definiert, wird als Form nicht nur des individuellen Ausdrucks, sondern als eine solche Selbstschaffung in der »Seinsökonomie« (Schulze 1992) erfahren, die jetzt treffend als Identifikation bezeichnet werden kann. Die Waren versprechen über ihre Funktionalität hinaus ein Sein, das sich der/die Konsument*in durch Erwerb und Benutzung aneignet. In der Organisations- oder Industriegeellschaft dagegen war Konsum von der Funktionalität der Dinge, von ihrem Werkzeugcharakter und von Knappheit der Ressourcen und damit durch stabile überindividuelle Bedingungen bestimmt, in denen eine Wahlentscheidung nicht als Option, sondern als erzwungene Notwendigkeit wahrgenommen werden musste, die klaren, überindividuellen Regeln folgte. Erst ein breiter Wohlstand und Optionen, die für jeden Gegenstand Alternativen bereithalten, führen potentiell zur Konstruktion von Identität durch Waren, lösen aber Verunsicherung aus, die den Konsumvorgang zum Problem werden lassen. Milieuzugehörigkeiten sind zwar nach wie vor wirksam, sie sind aber weniger zwingend. Was bis in die 1960er-Jahre eventuell als unangepasst, als Fehlverhalten bewertet und schnell durch ein strenges soziales Umfeld korrigiert werden konnte, wird jetzt zur unvermeidlichen, unentzinnbaren individuellen Selbstäußerung, die von jedem vollzogen werden muss und damit ständig bewusst gegenwärtig ist. Das ehemals Selbstverständliche wird zur permanenten Aufgabe, an der man auch scheitern kann.

Widersprüche postmoderner Dienstleistungsgesellschaft

Im Wertewandel eröffnet die Postmoderne jedem Individuum sein Recht auf seine spezifische Persönlichkeit, auf seine *Identität*, wie wir sagen würden, macht diese aber gleichzeitig zur zentralen Aufgabe jeder Biografie, wird also zum Anspruch, der misslingen kann. Individualität ist also nicht selbstverständlich, sondern muss als Authentizität hergestellt und vor allem auch bewiesen werden, vor Anderen wie vor dem eigenen Selbst. Ein solcher Nachweis liegt in der Kreativität, die jedem/ jeder Einzelnen zugesprochen oder unterstellt wird, die aber ihrerseits gezeigt wer-

den muss. Das führt zu einem »expressiven Individualismus« (Reckwitz 2017) mit gravierenden Folgen sowohl für das einzelne Individuum als auch für Kulturpolitik.

Auf eine dieser Folgen, eine ständige Zunahme von »Expressivitätsprofis« gegenüber einem ständigen Rückgang von »Expressivitätslaien« wurde an anderer Stelle bereits hingewiesen (Göschel 2013: 43 – 54). Der Andrang in künstlerische Berufe steigt ständig, während ein potentielles Publikum schrumpft. Unter dem Anspruch der Expressivität kann eigene Kreativität nicht ohne weiteres an ein professionelles Personal delegiert werden, wie es das Konzept von Kunst und Kultur als *Infrastruktur* noch vorgesehen hatte. Jedes Individuum steht unter dem Zwang, selbst kreativ (Reckwitz 2012) und expressiv nicht nur sein zu dürfen, wie noch der Wertewandel nahegelegt hatte, sondern sein zu müssen. Das authentische Selbst wird zur Verpflichtung für jede*n, nicht nur einer dafür ausgebildeten expressiven Elite der Künstler*innen. Das Bild des/der Künstler*in wird gewissermaßen verallgemeinert oder demokratisiert, unausweichlich verbunden mit den Authentizitätsanforderungen, die historisch nur an die Künstler*innen gestellt wurden.

Aber nicht nur, dass der ständig steigenden Zahl von professionellen Akteur*innen in Kunst und Kultur das Publikum auszugehen droht, stellt sich als Problem dar. Zwischen den expressiven Individuen bricht Konkurrenz um Aufmerksamkeit aus, denn Expressivität muss wahrgenommen werden, sonst existiert sie in der Realität nicht. Darüber hinaus aber unterliegt diese expressive Individualität massiven ökonomischen Zwängen. Zwar kann Individualität bis zu Idiosynkrasien gesteigert werden, und bestimmte Branchen und Firmen verlangen das sogar, sie findet aber ihre harten, unüberwindlichen und dennoch schwer zu bestimmenden Grenzen im ökonomischen Erfolg des jeweiligen Unternehmens, das zwar von der Kreativität der Mitarbeiter*innen abhängt, diese aber auch an den Erfolg bindet.

Damit ist eine erste Ebene von Widersprüchen, die der Wertewandel auslöst und die in der Postmoderne vorangetrieben werden, erkennbar. Die Befreiung, die der Wertewandel versprach, erweist sich als doppelter Zwang. Der/die Einzelne ist gezwungen, individuell kreativ und expressiv zu sein. Er/sie muss diese Fähigkeiten aber gleichzeitig auch einer außerindividuellen Funktionalität unterwerfen, die vom Arbeitskontext definiert wird. Was als Emanzipation startete, wird zu neuer Herrschaft, die den Individuen jetzt jedoch nicht mehr äußerlich bleibt, sondern tief in die Persönlichkeit hineinwirkt.

Diese Zwänge, im Individualisierungskonzept der Postmoderne angelegt, treiben nun Reaktionen von Seiten der Individuen hervor, in denen sich die Alternativen zu dieser Postmoderne andeuten, und die die inflationäre Verwendung der Begriffe *Identifikation* und *Identität* zum Ausdruck bringen.

Identifikation

Der weit überwiegenden Masse der Individuen bietet ihr Alltagsleben kaum Chancen zu einer expressiven Kreativität, die eine Persönlichkeit als authentische bezeugt. Nur über den Konsum von Waren lässt sich ausdrücken, wer man ist oder doch zu sein versucht. Darauf hatte die These von der »Seinsökonomie« (Schulze 1992) bereits hingewiesen. Aktuell geht es jedoch nicht mehr einfach um Konsum, sondern um einen souveränen, gestaltenden, eben produktiven und kreativen Umgang mit den Gütern des Warenmarktes, und nur Güter, die diesen Umgang zulassen, erfreuen sich hoher Anerkennung, von der Wohnung über das Reisen, das Essen und Trinken bis zu den Leistungen und Produkten aus *Kunst und Kultur*. Dass Bildung bereits seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges vom »Lebens- zum Konsumgut« geworden war (Bude 2016: 121–134), ist wohl zutreffend, erfasst aber noch nicht die Notwendigkeit, im Umgang mit Gütern und Gegenständen eigene Kreativität zu zeigen¹. Für das Wohnen ist das am Lebensstil der sogenannten »Bobos«, der *Bourgeois Bohemians* bereits sehr eindrucksvoll gezeigt werden (Reckwitz 2012). Die aktuelle Welle des *Do it yourself* verweist auf ähnliche Vorgänge. Da aber Werke der Kunst sich einer solchen *Überarbeitung* widersetzen, die schlichte Rezeption oder das Sammeln aber nicht genügen, verlieren diese Dinge an Wert oder Anerkennung. Sie verlieren ihre Distinktionsleistung, zum Beispiel gegenüber Computerspielen oder Aktivitäten in den *Social Media*, die derartige Freiräume bieten (Schulze 2011: 36–43).

Identifikation findet demnach mit den Dingen statt, die das Individuum als ein kreatives, produktives und nicht etwa nur gebildetes und informiert ausweisen. Diese Beziehung zu den Dingen, die das zulassen, als Identifikation zu bezeichnen, ist völlig zutreffend. Man identifiziert sich, um Identität zu erreichen.

Distinktion verschwindet aber nicht, sondern verlagert sich auf die Ebene von Expressivität. Da diese wahrgenommen werden muss, also die – begrenzte – Aufmerksamkeit anderer verlangt, die ihrerseits um Aufmerksamkeit ringen, entsteht eine ständige Gereiztheit der Konkurrenz um gelungene Expressivität. Die berühmte Frage jedes/jeder Schauspieler*in »Wie war ich?« wird heute von allen gestellt, immer unter der Bedrohung, dass dieses *Ich* überhaupt nicht wahrgenommen wird, also ein Nichts bleibt.

Ein drittes Resultat des unvermeidlichen Zwangs zur Identifikation liegt im Verlust der kritischen Potentiale von Kunst und Kultur. Kunst wird nachgerade programmatisch affirmativ. Eben das, was die Affirmativitätskritik nicht anerkennen wollte, die Bestätigung des eigenen Ichs durch Kunst, muss sie in der postmodernen Krise leisten, will sie noch irgendeine Bedeutung im Alltag der *Rezipienten* behalten. Daran ändert auch das Bemühen eines Künstlertums nichts, das noch immer am längst obsolet gewordenen Außenseitertum des/der Künstler*in und

¹ Bezeichnenderweise wehren sich die kulturpolitischen Reformer, besonders die der Sozialdemokratie vehement aber vergeblich gegen diese Vorstellung von Kunst und Kultur als Ware, da sie ihre Vorstellung von Kunst und Kultur als Bildung und damit als soziale Infrastruktur unterläuft (Hoffmann/Kramer 1990: 421–440).

seinem damit gegebenen kritischen Blick auf die Gesellschaft festzuhalten sucht. In der unendlichen Erweiterung der Optionen, die jeden Ansatz eines Kanons verhindert, sucht sich jeder/jede das zusammen, was ihn oder sie als Identität konstituiert, indem er oder sie sich damit *identifiziert*. Selbst Adornos Hoffnung, dass zumindest die Kunst, die keine Funktionen erfüllen will, also niemals politisch sein kann, und dazu rechnete er alle »große« Kunst, durch ihre Zwecklosigkeit in sich kritisch gegenüber einer Gesellschaft sei, in der alles Zwecken unterworfen wird, greift ins Leere (Adorno 2015/1977: 72–96). Identifikation im hier entwickelten Sinn ist mit allem, auch mit großer, zweckfreier Kunst möglich und gibt ihr damit einen Zweck, auch wenn er in der Kunst in keiner Weise angelegt ist. Auf diese Zwecke von Kunst, jenseits jeder Intention, allein aus ihrer sozialen Verwendung, die einer idealistischen Ästhetik noch verschlossen sein mussten, hat bereits Pierre Bourdieu (1982) hingewiesen.

Die entscheidenden Herausforderungen aus der aktuellen Krise der postmodernen Kultur entstehen aber vor allem auf der Ebene der Identitäten und hier primär auf der der kollektiven Identitäten.

Identität

In den aktuellen Diskussionen um die Aktualität von *kollektiver Identität* wird als deren Auslöser zum einen auf die zur Polarisierung tendierende Schere der Einkommensungleichheit verwiesen, in der obere Einkommen überproportional wachsen, während untere stagnieren oder sogar schrumpfen (Nachtwey 2016). Obwohl diese ökonomische Entwicklung unbestritten ist, erklärt sie nicht die aktuellen Identitätsbewegungen und deren weitgehend konservative politische Orientierung. Einkommensungleichheit ist ein klassisches Thema linker Parteien, vor allem der Sozialdemokratie, aber gerade diese verlieren aktuell in dramatischer Weise ihre Wählerschaften. Die neuen Konflikte entzünden sich offenbar nicht am klassischen Gegensatz von Kapital und Arbeit, sondern an Fragen kultureller Hegemonie.

Als zweite Ursache für das Anwachsen konservativer Identitätsbewegungen gilt in der Regel die Auflösung klar abgrenzbarer Kollektive wie zum Beispiel Nationen, weltanschaulich bestimmter Großorganisationen durch Globalisierung, Digitalisierung oder Säkularisierung (Schüle 2017). Vor allem der seit circa 30 Jahren wirksamen Tendenz zur Globalisierung wird eine erhebliche Verunsicherung zugeschrieben (Beck 1986), aus der neue »kollektive Identitäten« ihre Motive gewinnen. Ohne Zweifel tragen diese Entwicklung zu Versuchen bei, in einer Rückwärtswendung die Rekonstruktion verloren gegangener Identität zu propagieren. Besondere Merkmale aktueller Identitätskonstruktion, die häufig, wenn nicht sogar in der Regel mit einem expliziten Elitenhass verbunden ist, werden aber auf diese Weise nicht ganz befriedigend erklärt. Der Konfliktdimension der kulturellen Anerkennung wird in diesen Ansätzen offenbar nicht in notwendiger Weise Rechnung getragen.

Intensive Bemühungen um bestimmte Formen kollektiver Identität in Form regionaler Identität zeigten zum Beispiel bereits die Regionalbewegungen der 1970er- und 1980er-Jahre. Sie verstanden sich aber im Gegensatz zu den aktuellen Tendenzen ausschließlich als Opposition zu den normierenden Tendenzen der Globalisierung, traten also kapitalismus- und globalisierungskritisch auf, ohne die Ablehnung fremder Kulturen oder einheimischer kultureller Eliten. Dennoch wurden sie von zeitgenössischen Kritiker*innen verdächtigt, alle Politik unter das Kulturelle zu subsumieren, vermutlich ein voreiliger Verdacht (Dahrendorf 1998: 41–54). Erst die aktuellen Bewegungen kollektiver Identität zerstören »das Dreieck der Differenz mit den Komponenten kollektive Identität, modernes Individuum (mit Kreativitätsanspruch) und Subjekt (als Staatsbürger*innen)« (Wieviorka 2003: 162). Sie missachten die Notwendigkeit jeder einzelnen Komponente, der Distanz zwischen ihnen und subsumieren alle Rollen unter einen dominanten und zwingenden Kulturbegriff. Erst das führt zur Gefahr der Barbarei, vor der Dahrendorf warnt, zu dem »Unheimlichen«, das sich in einer Renaissance kollektiver Identität ankündigt (Niethammer 2000).

So sehr also die Auflösung tradierter, Identität stiftender Zusammenhänge vor allem durch Globalisierung und Flexibilisierung als Auslöser aktueller Identitätsbewegungen wirksam sein mögen, erklären sie nicht die spezifischen Formen kultureller Konflikte, die aktuell von den neuen Identitätsströmungen ausgelöst werden.

Die These ist, dass sich diese Dimension des Kulturkonfliktes um Identität, wie er sich aktuell abzeichnet, ähnlich wie das Problem der Identifikation aus den spezifischen Bedingungen eines *expressiven Individualismus* erklären lässt und dass sich in diesem Kulturkonflikt gleichfalls die inneren Widersprüche der Postmoderne und ihrer Alternativen zeigen.

Die vehemente Einforderung kollektiver Identität bis zu einem rassistisch geprägten Nationalismus erfolgt durch Milieus, denen aus unterschiedlichen Gründen der Zugang zu einer Expressivität als Ausdruck von Selbstverwirklichung und Kreativität verschlossen ist. Diese Milieus fühlen sich – nicht einmal ganz zu Unrecht – von denen verachtet und abgewertet, die über diese Möglichkeiten verfügen, die also die Normativität des Wertewandels durchgesetzt oder erfolgreich übernommen haben. Nicht gegen deren materielle Position, die gar nicht immer exorbitant, sondern häufig eher unsicher oder gar prekär sein kann, richtet sich der Widerstand, sondern gegen eine kulturelle Dominanz derjenigen, denen die Expressivität gelingt, die sich auf diese Weise Achtung und Anerkennung verschaffen, sei es in den Medien, in der Kunst oder eben auch in der Politik, die ja gleichfalls als Medium der Anerkennung durch Expressivität wahrgenommen wird. Es liegt offenbar ein Konflikt um normative Anerkennung vor. Nur auf dieser Ebene lässt sich sowohl die kulturelle Dimension des Konfliktes insgesamt als auch der Elitenhass der Identitätsbewegungen im Besonderen verstehen (Eribon 2016).

Selbstverständlich steigert sich dieser Kulturkonflikt bei Milieus, die insgesamt durch aktuelle ökonomische Entwicklungen ausgegrenzt worden sind, wie zum Beispiel bei ostdeutschen Arbeitern – »Vom Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht« durch die Wende in wenigen Wochen oder Monaten (Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung 2007) – oder in ähnlicher Weise deklassierten westdeutschen Milieus, zum Beispiel dem der Bergarbeiter des Ruhrgebietes. Aber in beiden Fällen verbindet sich die materielle Benachteiligung mit einer dramatischen kulturellen Entwertung durch die Milieus, denen der Zugang zum expressiven Individualismus gelungen ist.

Im Kontext einer postmodernen Kultur werden diese Entwertungen von Milieus, die den Wertewandel nicht mit vollzogen haben, von den betroffenen Individuen selbst als Minderwertigkeit empfunden, und diese Minderwertigkeit bildet wie gewöhnlich die Basis von kollektiven Identitätskonstruktionen. Die Defizite des Individuums sollen durch die Großartigkeit eines Kollektivs, das eindeutig als *Wir-Gruppe* erfahren werden kann, kompensiert werden. Ausschließlich auf diese bezieht sich jede Empathie (Assmann 2006: 83). Außenstehende werden prinzipiell als minderwertig, als jeder Anteilnahme und Sympathie für unwürdig angesehen, und dazu gehören dann alle anderen, seien sie Ausländer*innen, Migrant*innen, oder erfolgreiche expressive Individualisten. Deren Expressionen, also vorrangig die Medien als Aktionsfeld der Expression, werden als Gegner*innen, als Lügner*innen, als Betrüger*innen verdächtigt, da Ehrlichkeit, »Redlichkeit« und Sauberkeit nur in der eigenen *Wir-Gruppe* existieren können. Von diesen Erscheinungsformen ist der moderne, aktuelle Kulturkonflikt geprägt, der nicht nur Deutschland, sondern alle westlichen Demokratien durchzieht. Die aktuellen Auseinandersetzungen können nicht mehr, wie in sozialdemokratischer Tradition, als Umverteilungskonflikte, sie müssen als Kulturkonflikt verstanden werden. Daher rührt ihre Schärfe und Kompromisslosigkeit.

Während eine *kritische* Sozialwissenschaft und Sozialphilosophie strikt der Auffassung ist, dass es *kollektive Identitäten* angesichts von Heterogenität, Differenziertheit und Dynamik moderner Gesellschaften gar nicht – mehr – geben kann (Jullien 2017), behaupten die Identitätsbewegungen genau das Gegenteil und verurteilen eben die Phänomene, die nach liberaler Sicht kollektive Identität ausschließen. Diese Bewegungen suchen nach einer blockhaften Geschlossenheit und nach einer Stillstellung jeden Wandels. Damit erweisen sie sich, gemessen an den kulturellen Normen der Postmoderne, als in extremem Maß regressiv, so dass die Bezeichnung der aktuellen Gegenwart als »regressive Moderne« (Nachtwey 2016) durchaus angemessen erscheint. In dieser Richtung könnte die zutiefst bedrohliche Alternative liegen, die sich zurzeit aus der Krise der Postmoderne entwickelt. Damit wird aber auch erkennbar, dass mit diesen Kulturkonflikten das Ende des »Sozialdemokratischen Jahrhunderts«, das bereits mit dem Wertewandel und dem Übergang zur Postmoderne verbunden wurde, nicht revidiert, sondern nun auch tagespolitisch vollzogen wird, obwohl die materiellen Ungleichheiten etwas anderes nahelegen.

In den aktuellen Identitätsbewegungen artikuliert sich also nicht nur das »süße Gift« nostalgischer Sehnsucht nach etwas Entschwundenem, sondern ein tiefer Hass auf die Moderne, die dieses Entschwinden ausgelöst hat. Ein sich auf dieser Ebene anbahnender Kulturkonflikt, der bereits in vollem Gange ist, wird nach aller Wahrscheinlichkeit die Schärfe von Glaubenskriegen annehmen, bei offenem Ausgang. Historisch waren Klassenkonflikte, auch wenn sie sich als Kulturkonflikte zeigten, durch materielle Ungleichheit bestimmt. Das scheint bei den aktuellen Auseinandersetzungen nur noch partiell und bei weitem nicht für eine ganze Front der Identitätsbewegungen umfassend der Fall zu sein.

Kulturpolitische Konsequenzen

Während die Verallgemeinerung des Kreativitäts- und Expressivitätsanspruchs von aktueller Kulturpolitik zum Beispiel in Konzepten zur Kulturellen Bildung adäquat aufgenommen werden kann, gilt das für die Tendenzen neuer »kollektiver Identität« nicht, will man nicht den aufklärerischen Anspruch von Kulturpolitik aufgeben. Eine aufgeklärte, liberale Kulturpolitik kann die Regression in den Zivilisationsbruch, in die Barbarei, die mit diesen Tendenzen unweigerlich verbunden ist (Dahrendorf 1998, Niethammer 2000), nicht mitgehen.

Die Normen von Offenheit, Toleranz und Vielfalt sind für eine angemessene Kulturpolitik unverzichtbar. Ein ganzes Bündel von Strategien, die sich explizit gegen die Vorstellung von blockhaften, statischen oder rückwärtsgewandten Identitäten wenden, steht zur Verfügung. So müssen alle die Traditionen und Inhalte bearbeitet werden, die *kulturelle kollektive Identität* als Besitz in Anspruch nimmt, die aber als brüchig, als widersprüchlich, von inneren Gegensätzen geprägt gezeigt werden. Die vielfältigen Dynamiken, Wanderungen, wechselseitigen Beeinflussungen werden zum Thema, die Gegensätze, die in jeder *vermeintlichen Kultur* einer – vorgestellten – Gemeinschaft herrschen². Gegenstand einer Kulturellen Bildung, soweit sie nicht auf Praxis zielt, ist ein Verständnis für die normativen Ambivalenzen, die in Kulturen und kulturellen Traditionen stecken und die Rede von der kulturellen, kollektiven Identität eher haltlos machen³. Sowohl das aktuelle Projekt »Europäisches Kulturerbejahr 2018« als auch die Stärkung *Auswärtiger Kulturpolitik* (SZ vom 5.2.2018: 9) zielen offenbar in diese Richtung, wenn sie

2 In unvergesslicher Weise hat Carl Zuckmayer in seinem 1946 uraufgeführten, 1955 verfilmten Stück »Des Teufels General« die faschistische Doktrin von den homogenen Kulturräumen kritisiert, wenn er den alten Fliegergeneral einem jungen Soldaten klar machen lässt, was der »deutsche Rhein« eigentlich ist, eine Region ständiger Durchmischungen, Wanderungen, mal freundschaftlich, mal feindlich, aber niemals monolithisch und homogen deutsch. Nicht die »Wacht am Rhein« erhebt diesen Fluss zum Herzstück deutscher Geschichte, sondern Mischung und Wandel. Es sollte gelingen, dieser Einsicht, die die Bundesrepublik Deutschland bisher prägt, vor und nicht erst wieder nach einer faschistischen Kulturzerstörung Wirksamkeit zu verschaffen.

3 Exemplarisch ist das z. B. für die Romantik versucht worden, die sicher in Deutschland mehr als in anderen europäischen Ländern eine bis in die Gegenwart bestimmende Bewegung war, die aber so voller Widersprüche, Ambivalenzen und Pervertierungen steckt, dass sie für Absichten, wie sie von aktuellen Identitätsbewegungen propagiert werden, unbrauchbar ist (vgl. z. B. Vitali 1995; Safranski 2007). Darüber hinaus genügt ein Blick in die Wirtschafts- und Technikgeschichte, um zu sehen, dass Romantik kein ausschließlicher Zug deutscher Geschichte ist, bei aller Bedeutung, die ihr ohne Zweifel zukommt.

nicht wieder auf Identität, auf eine *europäische kulturelle Identität* zugeschnitten und zum Zwecke der ökonomischen Konkurrenz instrumentalisiert werden. Selbst ein *Heimatministerium* kann kulturpolitisch vertretbar sein, wenn es sich vom territorial, ethnisch oder sprachlich definierten Heimatbegriff löst und stattdessen eine Verortung des Einzelnen in jeweils individuell geprägten und gewählten Kommunikationszusammenhängen thematisiert. Vielleicht lässt sich an einem solchen Projekt exemplarisch das zeigen, was Francois Jullien (2017) noch sehr abstrakt als Ressource statt als Identität bezeichnet.

Aber selbst, wenn das alles gelingt, wird man dem vermuteten Drittel der Bevölkerung, das zu aggressiver *kollektiver kultureller Identität* neigt, die Ängste vor Diversität, Offenheit und Grenzüberwindung nicht ohne weiteres nehmen können, ganz davon abgesehen, dass solche Botschaften im modernen Kulturbetrieb, wie oben ausgeführt, eher nur von denjenigen wahrgenommen werden, die sie bereits teilen. Die »Sehnsucht nach Eindeutigkeit« (Foroutan 2018: 6), die die Bildung kollektiver Identitäten prägt und *Kultur* zum dominierenden Element erklärt, das alle anderen Rollen innerhalb des genannten *Dreiecks* subsumiert, ist in einigen Milieus auf absehbare Zeit kaum zu überwinden. Vermutlich ist eine ergänzende Sozialpolitik erforderlich, die individuelle Stabilität im privaten wie beruflichen Umfeld sichert, ohne Selbstverwirklichungswerte zu reduzieren. Ob die aktuell aufbrechende Krise der Postmoderne auf diese Weise abgefangen werden kann, erscheint allerdings höchst unsicher.

Unter dem Vorzeichen kollektiver Identität ist auch Nationalismus wieder auf dem Vormarsch, so paradox angesichts einer vernetzten Welt mit gleichen Risiken für alle das auch sein mag. Dennoch, »Nationalismus als das besonders schädliche Gift ... wegen seiner abschließenden, geronnenen Definition des gesellschaftlichen und politischen Bezugsrahmens« (Beck 2017: 79) muss kulturpolitisch in Frage gestellt werden. Patriotismus, die radikalste Form *kollektiver kultureller Identität* ist einmal – in der Aufklärung – als »heroische Schwachheit« (Lessing) bezeichnet worden. Vielleicht kann Kulturpolitik dem mit nüchterner, unheroischer Stärke entgegenreten.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (2015/1977): »Veblens Angriff auf die Kultur«, in: *Prismen. Gesammelte Schriften* Bd. 10.1, *Kulturkritik und Gesellschaft I*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Assmann, Aleida (2006): *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München: C. H. Beck
- Assmann, Aleida (2010/1999): *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München: Beck
- Beck, Ulrich (2017): *Die Metamorphose der Welt*, Berlin: Suhrkamp
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung (Hrsg.) (2007): *Not am Mann. Von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht? Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer*, Berlin: Berlin-

- Institut (Autoren: Kröhnert, Steffen/Klingholz, Reiner)
- Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Dahrendorf, Ralf (1998): »Anmerkungen zur Globalisierung«, in: Beck, Ulrich (Hrsg.): *Perspektiven der Weltgesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Eribon, Didier (2016): *Rückkehr nach Reims*, Berlin: Suhrkamp
- Foroutan, Naika (2018): »Es geht um eine Sehnsucht nach Eindeutigkeit« (Interview mit Naika Foroutan), in: *Süddeutsche Zeitung (SZ)*, 24. 1. 2018
- Göschel, Albrecht (2013): Kulturpolitik in der Authentizitätsgesellschaft, in: Sievers, Norbert/ Blumenreich, Ulrike/Föhl, Patrick S. für Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft e. V. (Hrsg.): *Jahrbuch für Kulturpolitik 2013*, Thema: *Kulturpolitik und Planung*, Essen: Klartext
- Göschel, Albrecht/Mittag, Klaus/Strittmatter, Thomas (1995): *Die befragte Reform. Neue Kultureinrichtungen in Ost und West*, Berlin: Deutsches Institut für Urbanistik (Difu-Beiträge zur Stadtforschung, Bd.15)
- Hoffmann, Hilmar/Kramer, Dieter (1990): »Zum Kulturbegriff demokratischer Kulturpolitik«, in: Brackert, Helmut/Wefelmeyer, Fritz (Hrsg.): *Kultur. Bestimmungen im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Hoffmann, Hilmar (1979): *Kultur für alle. Perspektiven und Modelle*, Frankfurt am Main: Fischer
- Jullien, Francois (2017): *Es gibt keine kulturelle Identität*, Berlin: Suhrkamp
- Klages, Helmut (1984): *Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen*, Frankfurt am Main/New York: Campus
- Nachtwey, Oliver (2016): *Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*, Berlin: Suhrkamp
- Niethammer, Lutz (2000): *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Reckwitz, Andreas (2017): *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*, Berlin: Suhrkamp
- Reckwitz, Andreas (2013): »Die Erfindung der Kreativität«, in: *Kulturpolitische Mitteilungen*, Heft 141 (II/2013)
- Reckwitz, Andreas (2012/1995): *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*, Berlin: Suhrkamp
- Reckwitz, Andreas (2006): *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft
- Safranski, Rüdiger (2007): *Romantik. Eine deutsche Affäre*, München: C. Hanser
- Schüle, Christian (2017): *Heimat. Ein Phantom-schmerz*, München: Droemer
- Schulze, Gerhard (2011): »Strukturwandel der Öffentlichkeit 2.0. Kunst und Publikum im digitalen Zeitalter«, in: *Kulturpolitische Mitteilungen*, Heft 134 (III/2011)
- Schulze, Gerhard (1992): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt am Main/New York: Campus
- Sennett, Richard (1998): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin: Berlin-Verlag
- Vitali, Christoph (Hrsg.) (1995): *Ernste Spiele. Der Geist der Romantik in der deutschen Kunst 1790–1990* (Katalog zur Ausstellung, Haus der Kunst München, 4. Februar bis 1. Mai 1995), München/Bonn/Stuttgart: Haus der Kunst, VG Bild-Kunst, Oktagon
- Wieviorka, Michel (2003): *Kulturelle Differenzen und kollektive Identitäten*, Hamburg: Hamburger Edition